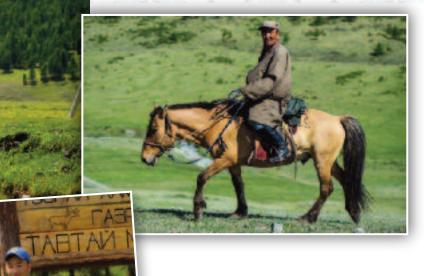
080-089 Mongolei 12.04.16 09:44 Seite 82



Der Hovsgol-See im Norden der Mongolei gilt als einer der ältesten und saubersten Seen der Welt. Die Einheimischen nennen ihn ehrfurchtsvoll "Mutter See". Jeden Morgen schöpfen sie hier

ihr Wasser, Yaks und Pferde kommen zum Trinken ans Ufer. Noch ist das Leben in diesem Naturparadies sehr ursprünglich, doch langsam hält auch hier die moderne Welt Einzug. Ein Naturschutzprojekt soll helfen, den Fortschritt so sanft wie möglich in die Region zu bringen.

ährend bei uns gegen alles ein Kraut gewachsen ist, sprudelt in der Mongolei gegen jedes Leiden eine Quelle. Das glaubt nicht nur Ranger Tumursukh Jal in seiner tiefen Naturverbundenheit. Vorsichtig stapft er über ein dichtes Mooskissen. Unter den Sohlen seiner Wanderschuhe quietscht das Wasser. "Das hier hilft gegen Magenprobleme, probiert mal", fordert der Naturschützer die Umstehenden auf. Jal ist in der Ulan-Taiga mit einer Gruppe Umweltschützer und Journalisten aus Europa unterwegs. Ein deutsch-mongolisches Projekt soll dem noch in den Kinderschuhen stehenden Naturschutz des Landes einen Schub geben.

Fotos: Maurizio Biancarelli Text: Andrea Lammert

An Wasser aus Flaschen gewöhnt, trauen sich nur wenige seiner Gäste, direkt aus der Quelle zu kosten. "Es hilft auch vorbeugend", ermutigt Jal, kniet nieder, krempelt die Ärmel seines beigen Hemdes hoch und nimmt mit bloßen Händen ein paar Schlucke. Es schmeckt frisch und weich. Hier im Norden der Mongolei sollen tausend Quellen sprudeln, jede gegen eine andere Krankheit – eine hilft gegen Kopfschmerzen, eine bei Rückenproblemen und eine lindert sogar den Kater von zu viel Wodka. In den einen badet man, aus den anderen trinkt man. Und woher weiß der Leidende, welches Quellwasser wie wirkt? Das ist für den Naturschützer ganz klar: "Wir

fragen unsere Schamanen." Es gibt viele von ihnen in dieser ziemlich abgelegenen Ecke der Welt. Die Quellen sind Teil eines Waldgebiets, das nur fünfzig Kilometer weiter nördlich zur sibirischen Taiga wird. Weder Städte noch Industrie und kaum Straßen sind hier zu finden.

Wer in die Ulan-Taiga will, erlebt Entschleunigung auf mongolisch. Eine Strecke, die hierzulande mit dem Auto in wenigen Stunden zurückgelegt wäre, entpuppt sich als Tagesreise. Gemächlich holpert das Fahrzeug über Feldwege und durch Flüsse. Die Langsamkeit, die Weite und Leere der Landschaft sowie der fehlende Handyempfang bringen die Gedanken zur Ruhe und öffnen den Geist. Eine menschenleere Idylle, die bedroht ist. Reiche Bodenschätze wie Gold wecken Begehrlichkeiten im Nomadenland. "Wir müssen mit allen Kräften dafür sorgen, dass unsere Natur auch weiterhin geschützt wird", sagt der Ranger und berichtet stolz von seinem Sohn Sumbee, der sich in der Wüste Gobi für den Schutz der bedrohten Schneeleoparden einsetzt – gegen die Wilderer, die sich ausbreitende Industrie und den Bergbau.

Glücksritter auf Goldsuche

Auch in der Ulan-Taiga streifen Wilderer durch die Wälder, hungrig nach den Fellen der Bären und dem Fleisch von Elch



82 terra 2/2016

080-089 Mongolei 12.04.16 09:44 Seite 84

Weiß und rund stehen sie wie Tupfer in der mongo-



die Tumursukh Jal seinen Nationalpark schützen muss. "Illegale Goldgräber waren bis vor einigen Jahren unser größtes Problem", sagt der Ranger. Von den Einheimischen Ninja-Miner genannt, machten sie sich seit dem Jahr 2007 auf die Suche nach Nuggets und hinterließen Müll und Zerstörung in der Natur. Damals brachte der Winter den gefürchteten Dsud, eine extrem kalte Wetterlage mit sehr viel Schnee. Schafe und Yaks verendeten reihenweise. Auch der Nomade Dalaibayar Baasain verlor all seine Tiere - und damit sein Einkommen. Da kam die Nachricht sozusagen goldrichtig, dass in den Bergen Edelmetalle gefunden wurden. Ohne zu zögern zog Baasain los und fand tatsächlich einen 1,5 Kilogramm schweren Goldklumpen. Obwohl er bereits damit seine Schulden hätte begleichen können, konnte er nicht aufhören.

Wie er gruben sich damals mehr als 7.000 Goldsucher durch den heutigen Nationalpark, ein Gebiet halb so groß wie Hessen. Eine Invasion mit Folgen. Chaos und Gesetzlosigkeit herrschten unter den Goldsuchern. Flüsse wurden verschmutzt, Bäume gefällt, Abfall wild in der Taiga entsorgt, Prostitution und Kriminalität breiteten sich aus. "Das war eine schlimme Zeit", erinnert sich Ranger Jal. "Wir mussten die Goldgräberei stoppen." Da in der Taiga alles sehr viel langsa-

mer wächst als in unseren gemäßigten Breiten, bedeutet jeder gerodete Baum einen großen Verlust. Die Taiga spielt beim Klimaschutz eine Schlüsselrolle. Sie macht rund ein Drittel der Waldfläche der Erde aus und bietet als großer Kohlenstoffspeicher Schutz vor der Erderwärmung. Doch auf die Natur nahmen die Ninja-Goldsucher keine Rücksicht. Auch Baasain

Bis zu acht Meter tief arbeitete er sich ins Gestein vor und fand immer wieder neue Brocken. Heute weiß er, wie besessen er damals war von der Gier: "Gold ist zerstörerisch. Man verliert sein Mitgefühl. Brüder, Freunde, Verwandte - alles wird plötzlich unwichtig." Es habe viele Morde und mysteriöse Unfälle gegeben zu jener Zeit, er selbst habe Freunde und Familie bestohlen, sehr viel Alkohol getrunken und Tag und Nacht wie im Rausch nach Gold gesucht. "Eines Tages habe ich mich in meiner Heimat umgesehen und festgestellt, dass sich alles verändert hatte. Mein Land hatte seine Schönheit verloren - und ich fühlte mich verantwortlich." Als die Ulan-Taiga als neuer Nationalpark streng geschützt werden sollte und Parkchef Jal neue Ranger suchte, bewarb er sich. "Ich

wollte etwas zurückgeben." Jetzt beschützt er die Natur, sucht nach Spuren von Luchsen oder Wölfen und kontrolliert die Bäche und heiligen Quellen. Manchmal nimmt er auch Touristen mit. Dann greift er zu einem Stock und kratzt Harz von der Baumrinde. "Probiert mal!", fordert er die Umstehenden auf. "Wenn man es lange im Mund hat, wird es zu Kaugummi." Doch für diesen kulinarischen Genuss muss man wohl in der Taiga geboren sein, der terpentinähnliche Geschmack ist nichts für westliche Gaumen.

Schamanen und zornige Götter

Reue klingt in den Reden des ehemaligen Glücksritters mit, wenn er sich abends am Lagerfeuer mit Parkchef Jal an die Zeit des Goldrausches erinnert. Unruhig wandert sein Blick immer wieder zum Schamanen, der in seinem weinroten Gewand in der großen Runde am Feuer sitzt. Der Naturglaube wurzelt in der Region tief. Das Gebiet zwischen Sibirien und Ulan-Bator wird auch als Wiege des Schamanismus bezeichnet - ein Glaube, der zu den ältesten der Menschheit zählt. Die außergewöhnliche Spiritualität hat einen festen Platz im

Alltag. Der Schamane zieht aus seinem weinroten Wollmantel eine Dose. Schnupftabak gehört in der Mongolei zur Begrüßung wie andernorts der Händedruck. Der Schamane gibt ihn herum. Ein Duft wie indische Räucherstäbehen, sehr süßlich und schwer, geht sofort in Nase und Gehirn. Mit durchdringendem Blick röntgt er sein Gegenüber. Einige Sekunden länger als erwartet ruhen seine Augen dabei in denen des Anderen, als ob sie direkt bis ins Innere sehen. "Alles, was wir Mutter Erde antun, kommt zu uns zurück", sagt er und die vielen Runzeln seines markanten Gesichts bekommen dunkle Schatten. Wodka macht die Runde. Mit einer selbstverständlichen Handbewegung spritzt der Schamane einige Tropfen davon als Opfergabe in die Luft, bevor er trinkt. Er richtet seine braunen Augen in die fernen Berge. Die von zartem Grün bedeckten Gipfel hüllen sich in Nebel. Vor einer kleinen Anhöhe weiden Pferde, sonst ist nirgendwo ein Zeichen von Zivilisation zu sehen. "Die Berggötter sind zornig", stellt der Schamane fest. "Die Ninja-Miner haben Mutter Erde bestohlen." Das sei eine ernste Sache und könne niemals ohne Folgen bleiben. Es werde Jahre dauern, bis sich die Götter wieder



beruhigen, verkündet der Schamane. Bei Sonnenaufgang opfert er Milch, um sie zu besänftigen, und sitzt anschließend lange tief versunken in ein Gebet.

Herausforderungen der modernen Welt

In dicken Schwaden räuchert der getrocknete Yakdung des Lagerfeuers vor sich hin und vertreibt mit seinem würzigen Geruch die Taigamücken. In den Qualm mischt sich das schwere Aroma von Hammelbraten. Erst vor wenigen Stunden wurde das Tier geschlachtet, die Abfälle haben die Mongolen weit weg an den Hang gelegt. Längst hat ein Schwarzmilan die Leckerbissen entdeckt und zieht seine Kreise am blauen Abendhimmel. Eine junge Frau singt mit hoher Stimme Lieder von der Liebe.

Die Mongolei mit ihren weiten, unberührten Landschaften gilt in Westeuropa als eines der Sehnsuchtsreiseziele. Doch

die Klischees von Nomaden, Stutenmilch und über grüne Hügel reitende Hirten stimmen kaum noch mit der Wirklichkeit überein. Kleinlaster und Mofas haben die Pferde ersetzt. Statt wie ihre Eltern zwischen Jurten und Yaks zu leben, streben vor allem die jungen Mongolen ein modernes Leben an. Sie möchten ihr Trinkwasser nicht mehr in Kanistern kilometerweit durch die Wildnis schleppen, sondern einfach den Hahn aufdrehen. Und sie möchten ihr Handy am Strom aus der Steckdose laden.

Tumursukh Jals Sohn Sumbee hingegen hat sich bewusst für die Taiga im Norden des Landes entschlossen. Falls er nicht gerade im Süden in der Wüste Gobi nach Schneeleoparden sucht, wohnt er am Hovsgol-See in seinem eigenen Camp. Von seinem Grundstück aus geht der Blick über das Wasser. Wenn er abends mit seinen Gästen zusammensitzt, erzählt der lebenslustige 27-Jährige voller Begeisterung von

der Wüste Gobi, in der er die Schneeleoparden mit GPS-Halsbändern ausstattet. Er arbeitet für den Snow Leopard Trust und hat sich mit Leib und Seele dem Schutz der Tiere verschrieben. Dass er gerade nach Hause gekommen ist, weil er von Unbekannten überfallen und niedergestochen wurde, verrät er nicht. Ebenso wenig, dass es nicht der erste Vorfall dieser Art war. Auch nicht, dass ihm nahegelegt wurde, Gobi und sein Umweltschutzengagement aufzugeben. Stattdessen führt er seine Besucher scheinbar unbeschwert in die Natur und hält am Himmel Ausschau nach Adlern.

Nur wenige Mongolen wollen noch wie Sumbee auf dem Land leben. Inzwischen wohnt jeder dritte in der Hauptstadt Ulan Bator, inoffizielle Schätzungen gehen sogar von jedem zweiten Einwohner aus. Abgesehen von den sozialen Problemen wie Alkoholismus, Obdachlosigkeit und Verslumung sieht sich die Nation plötzlich auch mit ökologischen Herausforderungen konfrontiert, die sie zuvor nicht gekannt hat.

"Die Mongolei holt das in zehn Jahren nach, wofür unsere Länder hundert Jahre gebraucht haben", erklärt Thomas Schäfer vom deutschen Global Nature Fund (GNF). Seine Organisation unterstützt ein Projekt im Norden der Mongolei, um Wirtschaft und Tourismus möglichst umweltschonend voranzutreiben. Der Fremdenverkehr soll hier auf nachhaltigen Themen fußen. Übernachtungen in Jurten bei Nomandenfamilien, Wanderwege und spirituelle Begegnungen sollen ausgebaut werden. Immerhin hat die Mongolei

2/2016 **terra** 8





das Gebiet nördlich des 50. Breitengrades inzwischen besonders geschützt - dort darf nicht mehr nach Bodenschätzen gegraben werden.

"Wir wollen, dass sie aus unseren Fehlern lernen, anstatt sie selbst zu machen", betont Schäfer und spielt damit nicht nur auf die Wasserverschmutzung an, sondern auch auf den Raubbau durch den Bergbau. Schließlich verfügt die Mongolei über die rohstoffreichsten Böden der Welt. Seit einigen Jahren schießen Tagebaustätten wie Pilze aus der Erde, betrieben von ausländischen Firmen, um Kupfer, Uran, Diamanten und Kohle zu fördern.

Wie viel Tourismus verträgt der See?

Die Aktivitäten der Umweltschutzorganisation GNF konzentrieren sich vor allem auf den Hovsgol-See. An dem mehr als zwei Millionen Jahre alten Gewässer sind nicht nur die Goldsucher das Problem, sondern mittlerweile auch die Touristen. Alles begann mit dem Bau einer Straße. Seit zehn Jahren verbindet sie die Hauptstadt mit dem Hovsgol-See. Die Fahrzeit für die 800 Kilometer verringerte sich von zweieinhalb Tagen auf 14 Stunden, was einen explosionsartigen Besucheransturm zur Folge hatte. Waren es früher nur etwa 5.000 Menschen im Jahr, die ihre Ferien rund um den See verbrachten,

sind es heute 45.000. "Doch für diese vielen Menschen gibt es keine Infrastruktur wie Kläranlagen oder einen Müllkreislauf", bemängelt Schäfer. Deswegen hat der GNF den Hovsgol-See zum bedrohten See des Jahres 2015 gekürt. Eine traurige Auszeichnung für eine auf den ersten Blick intakte Natur. Noch trauriger allerdings ist der plötzliche Tod von Tumursukh Jals Sohn Sumbee. Er ist letzten November tot aufgefunden worden. Der internationalen Organisation Global Witness zufolge steigt die Zahl der Menschen, die ihr Leben lassen für den Umweltschutz, weltweit dramatisch an. Im Jahre 2013 waren es mindestens 116 Menschen, die für ihren Protest gegen den

Abbau von Bodenschätzen oder die Urbanisierung neuer Gebiete getötet worden sind. Oft von Drahtziehern aus Unternehmen des Bergbaus, der Energie oder der Politik und unbeachtet von der Öffentlichkeit. Auch in der Wüste Gobi steht die Erschließung der Bodenschätze gegen die Erhaltung des Habitats der Schneeleoparden. Die mongolische Polizei legte Sumbees Tod als Selbstmord aus. Bei einem jungen Mann mit derartigen Idealen eher unwahrscheinlich. Für die Angehörigen undenkbar. Die Umstände des Todes sind nie richtig aufgeklärt worden. Es bleibt also noch viel zu tun beim Umweltschutz in der Mongolei.

88 terra 2/2016

